

Soziale Scham

Grüne Kacheln, niedrige Decken, muffige Luft. Der U-Bahnhof am Gesundbrunnen wirkt düster. Man merkt ihm an, dass er schon seit über 100 Jahren dazu da ist, hauptsächlich von armen Leuten benutzt zu werden – für den Weg zur Arbeit und zurück. Er liegt mitten im Berliner Wedding. Einst war das ein berühmtes Arbeiterviertel, jetzt ist es eine Gegend, in der, wie man so sagt, viele sozial schwache Familien wohnen. Was dann auch bedeutet: Sehr viele Menschen türkischer Herkunft. Nicht so bunt und selbstbewusst wie in Berlin-Kreuzberg, eher so ein bisschen trübe zwischen kleinbürgerlich und elend.

Der Wedding ist ein Kiez, in dem die Schulen keinen guten Ruf haben. Eltern, die für ihre Kinder das Beste wollen, ziehen da nicht hin – oder sie weichen auf eine Privatschule in der nah gelegenen Mitte Berlins aus. So bleiben die Kinder der Migranten und die Kinder aus den Hartz-IV-Familien unter sich und wissen schon bei der Einschulung, dass ihnen die Zukunft nicht offen stehen soll. Dass sie eigentlich nur dazu da sind, um ihre Lehrer krank zu machen. Davon sind viele Geschichten im Umlauf. Noch hat es sich nicht weit herumgesprochen, dass es auch Lehrerinnen und Lehrer gibt, die an diese Kinder glauben und Spaß daran haben, ihnen eine gute Schule zu bieten.

Wie das gehen kann, lässt sich seit einiger Zeit eben auch auf dem trüben Bahnsteig des U-Bahnhofs Gesundbrunnen entdecken. Darum bin ich trotz allem immer gerne da – und jedes Mal muss ich grinsen, wenn ich die Gedichte lese, die da an den großen Plakatwänden hängen. Es sind Liebeserklärungen an den Wedding, geschrieben von türkisch-stämmigen Schülern der Weddinger Schulen. Das schönste Gedicht, ein Kiezalphabet von zwei Viertklässlern ist leider zu lang, um es vorzulesen. Das zweitschönste stammt von der 15jährigen Alin und es geht so:

„Zwischen Dönerbuden und Falaffelstand
mit Graffiti besprühten Wänden und Arbeitsamt,
hier, wo jeder denkt, aus denen kann nichts werden,
mein Kiez aus lauter Anzeigen und Beschwerden,
mit Mädchen, die sich kleiden wie eine Gruselversion von Mickey Mouse,
Mädchen, die sich die Haare toupieren wie Amy Winehouse.
Trotzdem lebe ich gern in diesem Kiez,
weil ich hier zu Hause bin.“

Ich glaube, ich habe in meinem ganzen Leben keinen so trefflichen Text hingekriegt wie Alin mit 15 Jahren. Dem man die Trauer anmerkt und den Stolz und obendrein einen so schönen ironischen Blick auf die Mädchen, vielleicht ja auch auf sich selbst. Ich stelle mir das Vergnügen vor, mit dem Alin das Gedicht

geschrieben hat und denke an all die Instanzen, die Humor und Elan genug hatten, um es groß im U-Bahnhof zu platzieren. Da bin ich auch gleich ein bisschen stolz auf meine Stadt. Und ich nehme an, dass Alin nie vergessen wird, dass ein Gedicht von ihr auf der Plakatwand im U-Bahnhof stand, als sie 15 war. Sie hat was getan für den Charme der großen Stadt Berlin.

Diejenigen, die sich das Projekt ausgedacht haben, wollten etwas für den guten Ruf ihrer Schulen tun. Und wie haben sie das gemacht? Sie haben ihre Schülerinnen und Schüler groß rausgebracht. Wohl wissend, wie schwer es auszuhalten ist, wenn man zu denen gehört, die schon ihrer Herkunft wegen nicht für voll genommen werden. Wie halte ich das aus, zumal als Kind, wenn eine Mehrheit mich mit Befremden betrachtet? Auch das ist ja eine Beschämung, gegen die sich die Seele irgendwie wehren muss – vielleicht mit Trotz, mit Verweigerung und Aggressivität. Wer diesen Trotz nicht will, muss die Beschämung heilen. Phantasie entwickeln, um die Kinder zu stärken. Muss ihnen Platz geben zu zeigen, was sie können. Und das ist am Ende mehr als nur intelligente Schulpsychologie. Es ist ja das, was mit dem Gebot der Nächstenliebe wirklich gemeint ist: das Zutrauen, dass der andere mir auch etwas zu geben hat – weil er eben ist wie ich. Und auch ich möchte ja mit meinen Stärken wahrgenommen werden.